Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

Band: 60 (1966)

Artikel: Der geistesgeschichtliche Hintergrund des Christkatholizismus : zur Entstehung der christkatholischen Pfarrei Olten

Autor: [s.n.]

Kapitel: 5: Das religiöse Profil Walther Munzingers

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-129036

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

5. Das religiöse Profil Walther Munzingers

Walther Munzinger hingegen war ein Mann, der wußte, welches Ziel er vor Augen hatte, er war eine religiöse Führergestalt. Da er den entscheidenden Antrieb für die Absonderung der Mehrheit der Oltner Katholiken von Rom gab, müssen wir uns näher mit ihm und seinem geistig-religiösen Werdegang befassen. Walther Munzinger wurde am 12. September 1830 in Olten als zweiter Sohn des späteren Bundesrates Josef Munzinger geboren. Im Hause seines Vaters umfing ihn echte Religiosität; der Vater gab den Söhnen auch das Beispiel des regelmäßigen sonntäglichen Kirchgangs [1]. Das Elternhaus, nicht der Religionsunterricht auf der Kantonsschule in Solothurn, gaben ihm den religiösen Halt fürs Leben [2]. Der Religionsunterricht auf der Kantonsschule stieß ihn ab; er betrat sehr jung die Bahn des religiösen Individualisten. Er löste sich aber keineswegs von der Kirche; dazu war die religöse Anlage in ihm zu stark ausgeprägt. Während der Krankheit seines Vaters – er war damals ein junger Mann von 24 Jahren, der kurz vor seinen juristischen Abschlußexamina stand – betete er während drei Nächten auf den Knien zu Gott, um die Wiederherstellung der Gesundheit seines Vaters zu erflehen. Sein Biograph Peter Dietschi bemerkt treffend, daß ein solcher Mensch die Religion nicht als etwas bloß Äußerliches besitzen konnte [3]. Vor seinem ersten Plädoyer als Rechtskandidat in Bern – es war ihm die Verteidigung einer Kindsmörderin übertragen worden – wandte er sich spontan an Gott um dessen Beistand [4]. Am ehesten begegnete er dem unaussprechbar Göttlichen im Reiche der Töne, in der Musik. Er besaß, wie alle Munzingers, eine ursprüngliche musikalische Begabung. Wäre er ein reiner Ästhet gewesen, so hätte er diese Neigung im Konzertsaal oder im exklusiven Familienkreise ausleben können. Er hat aber ganz besonders die Kirchenmusik gepflegt, die Orgel, das Klavier und den Gesang. Bereits auf dem Gymnasium in Solothurn spielte er während der Schulmesse sieben Jahre lang fast täglich die Orgel. Als Student in Bern leitete er einen zum größten Teil aus Protestanten zusammengesetzten Chor und führte seine Sänger, darunter nicht wenige protestantische Theologen, in die katholische Messe [5]. Es war ihm ein

[1] Vgl. den S. 149 erwähnten Brief an Andreas Heusler.
[2] Vgl. seine Aussagen auf dem Katholikenkongreß in Solothurn 1871 (S. 136).
[3] P. Dietschi – L. Weber: Walther Munzinger, S. 178.
[4] Ebd. S. 77.
[5] Ebd. S. 40.

Herzensanliegen, an der Verschönerung des Gottesdienstes mitzuwirken. Während zwei Jahren leitete er in Bern den Kirchenchor und hätte gerne, wie er später schrieb, «etwas Tüchtiges geleistet für die Erbauung der Gemeinde durch Verdrängung des monotonen, formelmäßigen lateinischen Choralgesanges durch einen edlen vierstimmigen, reinen deutschen Meßgesang; ... Allein gar bald traf mein Beginnen Mißfallen und ich zog mich zurück [1].»

Nicht nur die Kirchenmusik zog ihn zur Kirche hin; er befaßte sich auch mit kirchlichen Tagesfragen und kirchenrechtlichen Problemen. Im Hauptberuf war er ja nicht Musiker, sondern Jurist; er dozierte Bundesstaatsrecht an der Universität Bern. Für sein weitreichendes kirchlich-religiöses Interesse zeugt seine Rede über «Papsttum und Nationalkirche» im Berner Großratssaale 1860. Sie wurde im gleichen Jahre veröffentlicht [2]. Die Schrift war Wessenberg gewidmet und verdankte viele ihrer Gedanken und Anregungen dem ehemaligen Konstanzer Generalvikar, dessen Name damals in vielen kirchlichen Kreisen nur mit Mißbilligung genannt werden durfte. Der Tenor der Schrift war durchaus unzeitgemäß; denn waren bereits Wessenberg, Döllinger und die deutschen Bischöfe 1848 auf der Würzburger Bischofsversammlung in ihrem Bemühen gescheitert, eine planmäßige Zusammenarbeit der deutschen Bistümer durchzusetzen, so hatte ein Berner Professor wenig Aussicht, auch dann, wenn er durchaus keine Trennung von Rom wollte, mit seinem Gedanken einer Schweizer Nationalkirche Gehör zu finden. Anlaß zu seinem Vortrag war die in katholischen Kreisen hochgespielte Erregung über die Wegnahme der Romagna, des schönsten Teiles des Kirchenstaates, durch Piemont im Jahre 1858. Die berechtigte Teilnahme am Schicksal des Papstes artete mancherorts zu einer kreuzzugsartigen Begeisterung und Kampfeslust für den Papstkönig Pio Nono aus. Diesen extremen katholischen Reaktionen stellte Munzinger im Namen des Katholizismus, wie er sagte, den lapidaren Satz entgegen: «Papsttum ist nicht Katholizismus: die römische Kirche mit den Übertreibungen päpstlicher Gewalt ist nicht die katholische Kirche; sie war es nicht in den großen Kämpfen des 15. Jahrhunderts und ist es auch heute nicht [3].» Dieser Satz gibt die Tendenz und das Hauptanliegen seiner Gedanken gut wieder. Wir verstehen aber auch, warum seine

[1] Vgl. den auf S. 149 angeführten Brief an Andreas Heusler.
[2] Bei J. Dalp in Bern, 140 S.
[3] S. 3.

distanzierte Einstellung zum Papsttum, das sich damals in schwerster Bedrängnis befand, als treuloser Angriff aus den eigenen Reihen gedeutet werden mußte [1].

Munzingers Schrift war, wie die meisten Streitschriften in einer aktuellen Tagesfrage, recht einseitig abgefaßt: Sie verherrlichte den Konziliarismus in unkritischer Weise, sah viel zu rosafarbig das staatliche Eingreifen in kirchliche Belange, erwartete viel zu viel Gutes von der staatlichen Reglementierung der kirchlichen Verhältnisse und vertraute allzuwenig der Kraft des in der Kirche wirksamen Heiligen Geistes. Überhaupt liegt seiner Schrift eine veräußerlichte Sicht der Kirche zu Grunde. Aber diese Einseitigkeit läßt sich nicht auf das Konto des Juristen setzen: Die Kirche findet immer diejenige Einschätzung bei den Menschen, die nicht ihre ideale Selbstdarstellung, sondern ihre tatsächliche Selbstrepräsentation hervorruft. Ein französisches Sprichwort sagt: Les extrêmes se touchent. In der Tat begegnet sich Munzinger mit manchen Kardinälen und Kurialbeamten in seiner veräußerlichten Sicht der Kirche: Der eine meint, er könne sie von außen mit Gesetzen und Strukturänderungen reformieren, die anderen glauben, daß der Kirchenstaat, die weltliche Macht, nun einmal unabdingbar zum Wesen der Kirche gehörten, die Kirche ohne jene zeitlichen Krücken nicht existieren könne [2]. Es ist nicht schwer zu bestimmen, wo die Begriffsverwirrung größer war, beim Laien, der keine besondere theologische Bildung genossen hatte, oder beim Priester, von dem man immerhin erwarten durfte, daß er über das Wesen der Kirche im klaren sei.

Nachdem wir jetzt die Grenzen von Munzingers Schrift etwas genauer abgesteckt haben, können wir positiv die Reformanliegen herausarbeiten, die ihn bewegten. Munzinger will keineswegs die Auflösung des Katholizismus, sondern «die Vernichtung des Absolutismus in der Kirchenregierung [3]». Als positive Gegenmittel schlägt er vor: Wiedererweckung des konziliaren Lebens, der allgemeinen Konzilien, aber auch der Nationalsynoden. «Wir setzen dem Papalsystem nicht allein das Epis-

[1] Munzinger erwähnt im Nachwort seines Werkes solche Reaktionen katholischerseits auf seinen Vortrag, darunter von Leuten, die den Vortrag nicht gehört hatten, so eines Korrespondenten der Luzerner Zeitung und des «Echo vom Jura», ihn selber als «Judas» und ganz von oben herab seine Ausführungen «als ein Geflecht von Widersprüchen, Lügen, Verläumdungen und den oberflächlichsten Trugschlüssen» bezeichneten.

[2] Es gab auf dem 1. Vatikanischen Konzil noch einen Bischof, der den Vorschlag machte, die Unveräußerlichkeit des Kirchenstaates feierlich zu bekräftigen.

[3] MUNZINGER, S. 101.

kopalsystem, der Papstgewalt nicht bloß die souveräne Gewalt der Bischöfe in ihren Diözesen entgegen, sondern auch dem Absolutismus jeder geistlichen Gewalt die Autorität der Konzilien, dem Papste das Generalkonzil katholischer Christenheit, dem Primas und Erzbischof das National- und Provinzialkonzil und dem Bischofe das Diözesankonzil [1]» entgegen. Munzinger will keine Nivellierung der kirchlichen Hierarchie, aber auch keine unbeschränkte Herrschaft eines bestimmten kirchlichen Amtes, eine unzulässige Machtmehrung einer kirchlichen Institution auf Kosten der anderen. Was ihm vorschwebt, ist ein harmonisches Zusammenwirken aller kirchlichen Institutionen; aus sich heraus sollen sie sich gegenseitig ergänzen und regenerieren. Für einen Juristen sind das erstaunlich vage Vorstellungen, denen präzise Kompetenzbestimmung abgeht; einem reformfreudigen Katholiken aber boten sie ein brauchbares Schema kirchlicher Verfassungsstruktur. Munzinger schätzt die Einheit der römischen Kirche als ein Juwel, das sie vor andern Kirchen auszeichnet. Er hegt die Überzeugung, daß allgemeine Konzilien wirksamer dazu beitragen könnten, verfrühte Dogmatisierungen zu verhindern, die die Pforten der Kirche für die getrennten Brüder fester verriegelten. Das Vermögen der Domstifter will er zur Versorgung bejahrter Geistlicher und zu Zwecken des theologischen Studiums angelegt wissen. Die allzu enge Beaufsichtigung der Bischöfe durch Rom, die Einengung ihrer Fakultäten wirkten sich lähmend auf die Entfaltung neuer, zeitgemäßer Seelsorgemethoden aus. Er schlägt deshalb eine größere Selbständigkeit der Bischöfe vor. Hier steigt vor seinem geistigen Auge das Bild einer schweizerischen Nationalkirche oder Volkskirche auf, in das die gesunden Einflüsse des geistigen Lebens der Nation hineingeleitet werden können. «Der Bischof von Basel sollte das Amt eines Metropoliten in dieser Kirche übernehmen, die als Glied der allgemeinen Kirche mit dem Papste als dem ständigen Einheitspunkt derselben in ununterbrochener Verbindung steht [2].» Weiterhin verlangt er einen größeren Einfluß des Staates auf Schul- und Ehegesetzgebung, weil diesen Instituten der konfessionelle Gegensatz fremd sei. Er will ferner, daß die Geistlichen eine angemessene Bildung erhalten [3]. Dem Solothurner Domdekan Vock, dessen Ideen über eine enge Zusammenarbeit von Katho-

[1] Ebd.

[2] S. 107.

[3] Von einem Vorschlag Munzingers zur Errichtung von Lehrstühlen zwecks Verbreitung nationalkirchlicher Ideen und «Leuentheologie» (theologische Anschauungen des Propstes J. B. Leu in Luzern), wie Schenker S. 18 behauptet, kann ich nichts finden.

liken und Protestanten er beipflichtet, zollt er hohen Tribut [1]. Er beschließt seine Schrift mit einem Votum zur damals brennendsten kirchlichen Tagesfrage, zum Kirchenstaat. Die weltliche Herrschaft der päpstlichen Kurie hält er für ein Unglück, sowohl für den Kirchenstaat, als auch für die Kirche selber. Er ist der Auffassung, ein allgemeines Konzil hätte das Recht, auf «dieses sogenannte Eigentum der Kirche» zu größerem Nutz und Frommen der Kirche zu verzichten. Über kurz oder lang würde den Kirchenstaat ja doch das Schicksal der geistlichen Fürstentümer in Deutschland treffen. Als positive Lösung schlägt er vor, es möge dem Papst unter der Garantie der Mächte ein Gebiet zugesprochen werden, das ihm völlige Unabhängigkeit zusichere und von keinen fremden Truppen betreten werden dürfe.

Vom Zeitalter des 2. Vatikanums aus gesehen könnte man zu diesen Reformplänen sagen: viele brauchbare Vorschläge, die man nicht in einer Aufwallung klerikaler Entrüstung hinunterzuwürgen braucht. Die römisch-katholische Kirche lebt in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts zum guten Teil in einer solchen kirchlichen Situation, wie sie Munzinger vorschwebte. Sie hat das Entscheidende, das ihn 1860 bewegte, im 2. Vatikanischen Konzil in die kirchliche Verfassung und ins kirchliche Leben eingeführt. Walther Munzinger ist, was seine Wünsche hinsichtlich einer Wiedererweckung des konziliaren und synodalen Lebens anbelangt, der Partner eines Dialogs mit der römisch-katholischen Kirche geworden, der erst viele Jahrzehnte nach seinem Tode geführt werden konnte.

War dieser Mann damals ein kirchlicher Rebell oder ein verkannter Prophet? Er war keines von beiden. Zu einem kirchlichen Rebellen fehlte ihm 1860 der revolutionäre Vorsatz, zu einem Propheten die aus dem Glauben gewirkte Hingabe an den prophetischen Auftrag. Denn diese Dinge liegen nun einmal sehr kompliziert, ganz anders, als eine vereinfachende Geschichtsschreibung es hüben und drüben wahrhaben wollte. Munzingers Reformpläne, so brauchbar und zukunftsträchtig sie sind, kommen allzusehr von der Peripherie und nicht genug von der Wesensmitte des katholischen Glaubens her. Daß Christus der Eckstein des Glaubens ist, daß die Kirche vom Heiligen Geist ihr Leben empfängt,

[1] Über Vock vgl. S. Egloff: Domdekan Alois Vock, 1785-1857. Ein Beitrag zur aargauischen Kirchenpolitik während der Restaurations- und Regenerationszeit, I. Teil (1785-1830), Diss. Freiburg/Schweiz, In: Argovia 55 (1943) S. 161-309; Georg Boner: Alois Vock, 1785-1857. In: Lebensbilder aus dem Aargau, 1803-1953. Aarau 1953, S. 109-124.

tritt bei ihm nicht in Erscheinung. Es sind vernünftige Gedanken eines gescheiten, seiner Kirche gefühlsmäßig verbundenen Menschen; doch für eine Reform der Kirche, für eine Wiedervereinigung der gespaltenen Christenheit, braucht es mehr als kluge Gedanken und erhabene Gefühle. Wenn Munzinger irgendwo eingereiht werden soll, so nicht bei den Rationalisten, sondern bei den religiösen Romantikern.

Wir besitzen ein Dokument, das uns einen tiefen Einblick in seine religiös-dogmatische Vorstellungswelt gewährt. Es ist dies ein Brief an den bekannten konservativen Basler Politiker und Universitätsprofessor Andreas Heusler vom 24. Oktober 1860 [1]. Munzinger hatte Heusler seine Schrift über das Papsttum und die Nationalkirche zugeschickt und von Heusler eine freundliche, aber kritisch gehaltene Zuschrift erhalten. Die Antwort Heuslers liegt leider nicht vor, so daß wir über den genauen Wortlaut seiner Äußerungen nicht orientiert sind. Es scheint, daß der Protestant Heusler besonders skeptisch die von Munzinger vorgetragene Idee einer Regenerierung der katholischen Kirche durch periodische Konzilien und Synoden beurteilte. Er hielt eine Wiedererweckung des konziliaren Lebens des 15. Jahrhunderts für nicht übertragbar auf das 19. Jahrhundert. Aus einem damals hüben und drüben sehr verbreiteten für übertragbar. Aus einem damals hüben und drüben sehr verbreiteten konfessionellen Überwertigkeitsgefühl räumte Heusler der katholischen Kirche für die Zukunft wenig Chancen zum Überleben ein [2]. Mit seiner versteckten Einladung zum Anschluß an den Protestantismus traf er den Katholiken Munzinger an einer empfindlichen Stelle. Denn der junge Berner Professor war katholisch und wollte es bleiben. Bereits die musikalisch-ästhetische Gefühlswelt, in der er lebte, versperrte ihm den Zugang zum Protestantismus. Er gab Heusler deutlich zu verstehen, daß er nicht an einen Konfessionswechsel dachte. «Eine protestantische Kirche, wenn's nicht ein erhabenes Münster ist, läßt mich so kahl und kühl, wie sie selbst ist und ein protestantischer Gottesdienst, wenn's nicht zufällig ein ausgezeichneter, erwärmender Prediger ist, ist etwas sehr Langweiliges, und Langeweile ist der größte Feind der Frömmigkeit.

[1] Staatsarchiv Basel-Stadt, Heusler-Ryhinersches Privatarchiv, 328 E 111. – Herr Stadtarchivar Eduard Fischer hat in entgegenkommender Weise diesen Brief im Anschluß an den vorliegenden Aufsatz ediert.

[2] Dieses Überwertigkeitsgefühl begegnet sowohl bei Katholiken als auch bei Protestanten. Die Protestanten hielten den Katholizismus nicht für überlebensfähig in der modernen Kultur, während die Katholiken große Hoffnungen auf die Selbstauflösung des Protestantismus setzten.

Diejenigen, die meinen, sie können den Menschen mit einer regelrechten dreiteiligen Predigt erfassen, kennen den Menschen schlecht ... Ich würde es namentlich für die romanischen Völkerschaften beklagen, wollte man den Gottesdienst durch Bibellesen und Interpretation verdrängen.» Aber nicht allein ästhetische Motive bestimmten ihn zum Verbleib in der katholischen Kirche. «So sehr ich das Partikuläre der Nationalkirche gegenüber dem zwingenden Absolutismus Roms verteidigte, so entschieden bin ich gegen das namentlich in der protestantischen Kirche wuchernde freikirchliche Element (...). So gediegene Absichten teilweise dabei mitwirkten, die *Erscheinung* als solche, diese Auflösung der *Kirche* im wahren Sinne ist mir ein Ärgernis. Ich kann mir nichts Unkirchlicheres denken, als diese Trennung der Bewohner einer Stadt, einer Kirchgemeinde, selbst eines und desselben Hauses in mehrere oppositionelle Kirchgemeinschaften und zwar durch die Willkür des Einzelnen, mit der natürliche Parteisucht so sehr nahe zusammenhängt ... Viel häßlicher und wahre Karikaturen der einen Idee einer Kirche sind jene Absonderungen im Schoße derselben Kirchgemeinschaft, wo la bonne société in die Eglise libre und la canaille in die Eglise nationale geht. Die Kirche als allgemeine Kirche gedacht ist das schönste Gebilde im Reiche der Menschen.»

Das war ein Bekenntnis zur katholischen Universalkirche, mit einer antiprotestantischen Spitze, wie sie deutlicher von einem Laien wohl kaum formuliert werden kann. Aber was ist nun für Munzinger der Inhalt seines katholischen Bekenntnisses, warum will er sich nicht von seiner Kirche trennen, und was gibt ihm die Berechtigung, von ihr eine heilsame Entwicklung in die Zukunft hinein zu erwarten? Was ihn bewegt, die kirchliche Frage anzupacken, ist ein religiöses Motiv: Es ist die Sorge für die Kirche in einer Zeit, in der die Glaubenslosigkeit immer weitere Fortschritte macht und den Glauben von Tausenden von Katholiken so aushöhlt, daß ihnen nur noch der katholische Taufschein bleibt [1]. «Was hat das Ewige verschuldet, daß man's nur nebenher noch duldet?», ruft er mit dem Dichter aus. Er beklagt die Auffassung vieler -- und wie oft mag er sie im Kreise von fortschrittlichen Kameraden und Kollegen gehört haben, für die Feuerbach, Büchner, Vogt und Moleschott die Propheten waren – daß man an den morschen Baum der Kirche die Axt anlegen müsse, weil sie keine Früchte für die Menschheit mehr bringen

[1] Munzinger gebraucht mehrmals den Begriff des Taufscheinkatholiken, den man eher als eine Prägung der modernen Religionssoziologie anzusehen geneigt wäre.

könnte, ja bloß noch den zur Entfaltung drängenden Pflänzlingen der Neuzeit Licht und Wasser wegnähme. Derlei stürmisch-revolutionäre Ideen verletzen ihn; er möchte jene pietätlosen Holzhackergesellen von ihrem Vorhaben abbringen. Er kann sich auch nicht mit dem resignierten Skeptizismus eines Heusler abfinden, der meint, man könne an dieser Situation nichts ändern, weil der Strom der Zeit nun einmal in der antikirchlichen Richtung verlaufe und dem religiösen Menschen nichts anderes übrig bleibe, als sich auf das Gebiet des Individuellen zurückzuziehen. Munzinger dagegen hält daran fest, die katholische Kirche sei imstande, von sich aus ihr Haus so umzugestalten, daß nicht bloß alle jene, welche aus ihr ausziehen, darin bleiben könnten, sondern das religiöse Leben selber reichere Möglichkeiten der Entfaltung erhielte [1].

Wir stellen fest: Der Ausgangspunkt von Munzingers Erwägungen ist durchaus edel. Theologisch unsicher wird er erst, wenn er den Einwurf Heuslers entkräften soll, daß der Pluralismus der religiösen Anschauungen des 19. Jahrhunderts sich für eine feste kirchliche Gestaltung ungünstig auswirke. Er sieht die Zeit kommen, in der das damals noch ziemlich kompakte Kirchenvolk der Bauern- und Arbeiterklasse auch von dieser Entwicklung erfaßt wird. Aber er findet, daß diese Entwicklung seinen Kirchenplänen eigentlich nicht abträglich sei. Denn er hält eine Glaubenseinheit für möglich, dort wo es sich um Worte, um Buchstaben, der Theologe würde sagen, um die Bekenntnisschriften handelt. Glaubenseinheit in Gedanken sei auch früher in der ungeteilten Kirche nie vorhanden gewesen. Der katholische Theologe wird Munzinger auch noch beipflichten, wenn er damit meint, daß der Glaube in jedem Menschen

[1] Es ist möglich, daß hier irenische Motive bei Munzinger mit im Spiel waren. Prof. K. B. Hagenbach in Basel, der dem Katholizismus wohlwollend gegenüberstand, schrieb 1856: «Ob es dem Katholizismus gelingen wird, eine Kirche darzustellen ohne Papst oder ohne Abhängigkeit von ihm? Ob die Einführung der Priesterehe, der deutschen Messe sich wohl vertragen dürfte mit den übrigen Dogmen und Institutionen der Kirche, ohne daß diese selbst in ihrem tiefern Grund erschüttert werden? Ob es gar zu einer deutschen, katholischen, zu einer schweizerischen Nationalkirche usw. kommen wird? Wagen wir nicht zu entscheiden ... Wird die Kirche, die sich bisher ausschließlich die katholische genannt hat, das Römische fallen lassen, wird sie nicht länger fragen, was lehrt Rom, sondern zurückgehen auf den Grund des Evangeliums und von diesem Grunde aus sich erneuern im Geist ..., dann können wir sehen, ob wir Lust haben, in das gründlich gereinigte Haus, aus dem der päpstliche Sauerteig ist ausgefegt worden, wieder einzuziehen.» K. B. Hagenbach: Geschichte der Kirche des 18. und 19. Jahrhunderts. Leipzig 1856 (In: Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz ... Bd. 6), S. 463.

ein individuelles Gepräge annimmt. «Wenn man den gläubigsten Theologen den Puls etwas scharf fühlt, wird die Bewegung bei jedem je nach Temperament verschieden sein. Es ist Illusion, wenn man den Glauben vom Denken und individuellen Fühlen fern halten zu können vermeint.» Nicht mehr folgen kann der katholische Theologe seiner Behauptung, daß einzig und allein der allgemeine Gottesglaube als einigendes Moment jenes religiösen Pluralismus wichtig sei und das christliche Dogma auf die Seite geschoben wird. In seinem Einigungsstreben übersieht Munzinger, daß dann vom Inhalt des Katholizismus nichts mehr bleibt als die Worthülle. Das Dogma ist für ihn letztlich überflüssig, weil es zu häßlicher kirchlicher Spaltung und Sektierertum geführt hat. Daß aber die Frage nach der rechten christlichen Lehre, somit die Wahrheitsfrage selber, dem Gebiete des Dogmas zu Grunde liegt, das hat Munzinger in seinem gutwilligen Idealismus nicht mehr gesehen. Grundsätzlich stimmt er dem erkenntnistheoretischen Skeptizismus der Parabel von den Drei Ringen zu. Er sieht den Dogmenglauben nicht mehr als tragendes Fundament von Liebe und Sittlichkeit, sondern als ernsthaftes Hemmnis für denselben. Die Lehre von der Dreifaltigkeit, die zwinglische und lutherische Auslegung des Abendmahls, hält er für belanglos für die Frömmigkeit.

Diese Anschauungen Munzingers haben mit Katholizismus nichts mehr zu tun. Hier spricht sich ein religiöser Individualist aus, der im guten, aber irrigen Glauben befangen ist, einen brauchbaren Weg für die Zukunft aufgezeigt zu haben. Auch der Christkatholizismus ist, zumindest in seinen repräsentativsten Theologen, diesen Weg nicht gegangen. Die Frage ist berechtigt, ob Munzinger nicht bei etwas sorgfältigerer theologischer Bildung jene schiefen, unkatholischen Auffassungen hätte vermeiden können, wäre ihm z. B. gesagt worden, daß die Dogmen der Kirche in einer gewissen Ordnung oder Hierarchie die christliche Existenz bestimmen? Das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis oder der Unfehlbarkeit des Papstes steht auch für den Katholiken nicht an erster Stelle, kann nicht in dem Maße die Grundlage des Glaubens bilden wie die Lehre vom Gottmenschen Jesus Christus. Eine gewisse Verschwommenheit und Unklarheit von Munzingers Gedanken, sobald er sich auf das Gebiet der Theologie begibt, läßt diese Deutung zu. Er schreibt: «Es sei ferne von mir, daß ich, wenn mir die Macht zustünde, in ungestümer Weise das Dogma unserer Kirche reinigen oder gar aufheben wollte. Nein! darin sähe ich wirklich bei der jetzigen Schwäche der Kirche, den Menschen von einer anderen Seite, als der des

Glaubens und der Angst vor dem Teufel anzufassen, eine große Gefahr.» Was er haben möchte, ist eigentlich eine Schwerpunktverlagerung des kirchlichen und religiösen Lebens. Er möchte, wie er vorhin sagte, das Dogma nicht aufheben, aber die Akzente in der Verkündigung etwas anders setzen: «Statt der Dogmen die christliche Sittlichkeit, statt der Glaubens- und Gebetsformeln erhebende Poesie, statt der Wundererweckungen und Jubiläumsablässe die ernstvolle Erhebung des menschlichen Gemüts bis zum Bewußtsein eines Höhern und bis zum Vergessen niedriger gemeiner Interessen mit Hilfe großer Gedanken, herrlicher Beispiele von Mut und Ehrgefühl und der edlen Künste.» Eine solche Reform, so hofft Munzinger, würde der Kirche eine solche Anziehungskraft verleihen, daß sie die vielen Taufscheinkatholiken aus ihrer «gefälschten Stellung» herauslocken könne. Von innen müßte diese Reform herausbrechen, der Staat könne sie nicht von außen her aufpfropfen. Noch einmal spricht er es kategorisch aus: «Ich halte also an der *Kirche* fest. Ich kann nicht an ihre Auflösung glauben, weil ich sie der Entwicklung fähig halte.»

Wir haben uns deshalb so eingehend mit Munzingers Brief befaßt, weil er ein Schlüsseldokument für die kirchlich-religiöse Gesinnung eines katholischen Liberalen [1] darstellt. Die Beweggründe seines Festhaltens an der katholischen Kirche sind durchaus edel, wie ja auch der Ausgangspunkt seiner kirchlichen Reformvorschläge eine hochherzige Sorge verrät, der Kirche den gebildeten Laien seiner Zeit zu erhalten. Die Reformen aber, die er vorschlägt, sind viel zu peripher, viel zu wenig radikal, um durchgreifende, neugestaltende Lebensfähigkeit zu besitzen. Alle Erneuerung in der Kirche ist nach katholischer Auffassung eigentlich und zuletzt ein Werk des Heiligen Geistes, der den Christen zu größerer Konformität mit Christus antreibt. Eine Anpassung der Kirche, die sich nicht an dieses Lebensgesetz hält, wird sich in kurzer Zeit in kirchlichen Randzonen verströmen, in vordergründige Betriebsamkeit auslaufen. Das gilt von den idealen Gedanken des feurigen Oltners, es gilt auch von manchen Reformideen innerhalb der römisch-katholischen Kirche heute.

[1] Es muß hier unterschieden werden zwischen «liberalen Katholiken» und «katholischen Liberalen». Weil der Terminus «liberaler Katholizismus» eingebürgert ist für die große Bewegung im französischen Katholizismus, die sich an Lamennais, Lacordaire und Montalembert anschloß, mit denen Munzinger und seine Gesinnungsfreunde sehr wenig gemeinsam haben, würde ich für sie die Bezeichnung «katholische Liberale» vorschlagen. Es ist hier mehr als eine geringfügige Nuance im Spiel: Es bestehen wesentliche Unterschiede zwischen den beiden Typen.

Der Brief Munzingers an Heusler ist datiert vom Jahre 1860. Es ist anzunehmen, daß sich im folgenden Jahrzehnt seine Pietät gegenüber der römischen Mutterkirche nicht vergrößert, seine theologische Bildung nicht vertieft hat. Größer geworden ist allenfalls seine theologische Unsicherheit.

Verheißungsvolle Möglichkeiten kirchlicher Neugestaltung brachten nun die 70er Jahre, in denen sich die antivatikanischen Katholiken in Deutschland, Österreich und der Schweiz zu mehr oder weniger profilierten Aktionsgruppen zusammenschlossen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo sich die langgehegten Pläne einer Schweizer Nationalkirche verwirklichen ließen. Munzinger blieb auch hier ein echter Schweizer und den Idealen seiner Jugend treu: Aus dem «guten tapferen Geist des Volkes» sollte die Bewegung kommen. «Wenn einmal die Gemeinden ernst machen und fest erklären, was sie für eine Kirche haben wollen, so werden auch die Geistlichen parieren», schrieb er am 5. Dezember 1871 seinem Freunde Emil Schmid[1]. «Vor 400 Jahren haben die Basler ihren Geistlichen, die sich widerspenstig zeigten, den Befehl vorgelegt, sie sollen lesen und singen, oder aus der Stadt springen. Ist denn heute nichts mehr von der alten Schweizerkraft vorhanden? Am meisten von der rechten Frömmigkeit; wären wir frömmer, wir hätten schon längst gründlich aufgeräumt mit dem Lug und Trug.»

Es war Walther Munzinger nicht mehr beschieden, die weitere Entwicklung der Sammlung der antivatikanischen Protestbewegung mitzuerleben. Er konnte noch die Mehrzahl der katholischen Bürger seiner Heimatstadt für seine Pläne gewinnen und die Weichen für die Zukunft stellen. Das geistige Testament seiner nationalkirchlichen Ideen hat er in einer Artikelfolge niedergelegt, mit der die von seinem Freunde Dietschi herausgegebenen «Katholischen Blätter» eröffnet wurden[2]. Es genügt, die Überschriften dieser Aufsätze zu lesen, um zu sehen, was ihn bewog, sich mit rastlosem, vielleicht bereits von Todesahnungen angetriebenem Eifer für seine Ideen einzusetzen. «1. Wir wollen eine Kirche, welche die Wahrheit sucht und auf der Wahrheitsliebe ihrer Angehörigen beruht. 2. Wir wollen eine Kirche, deren Verfassung auf dem breiten Grund der Gemeinschaft der Gläubigen ruht. 3. Wir wollen eine Kirche, in welcher das Licht der Wissenschaft leuchtet.» Diese Lebenswerte hat

[1] Stadtarchiv Olten, Nachlaß Walther Munzinger.

[2] Katholische Blätter, Bd. 1, 1873: «Was wir wollen.» S. 2-7; S. 17-21. – Belege für die Verfasserschaft Munzingers bietet sein Brief v. 15. 1. 1873 an Peter Dietschi; im Stadtarchiv Olten.

der Laie Munzinger in der römisch-katholischen Kirche seiner Zeit nicht verwirklicht gefunden; wir konnten einige Hinweise geben, warum ihm eine andere Sicht der Dinge verwehrt blieb. Nochmals: Die theologischen Fragen um die Unfehlbarkeit des Papstes stehen bei ihm wie bei den allermeisten Laien jener Zeit am Rande seiner Gewissensproblematik. Es ist der Zweifel, ob die Kirche den rechten «Sitz im Leben» hat, der ihn schließlich aus der römischen Mutterkirche heraustreibt und zur nationalkirchlichen Gemeindebildung hinzieht.

Die theologische Fragwürdigkeit einer solchen «Selbsthilfe» kann in diesem Aufsatz nicht berührt werden. Am 22. April 1873 ist Walter Munzinger im Alter von 43 Jahren in Bern gestorben. Wichtiger als sein eigenes geistiges Vermächtnis war die Persönlichkeit des kirchlichen Führers, den er kurz vor seinem Tode in die Schweiz zurückholte und als ersten christkatholischen Pfarrer in Olten einführte, der Luzerner Eduard Herzog [1]. Herzogs Ausgangspunkt für seinen Protest gegen das 1. Vatikanum war ein anderer als derjenige Munzingers. Er war Theologe und konnte das Dogma der Unfehlbarkeit aus Gewissensgründen nicht annehmen, weil es nach seiner Auffassung die kirchliche Verfassung zerstörte. Da unser Aufsatz sich bloß zum Ziele gesetzt hat aufzuhellen, wie es 1872 zur Spaltung in Olten kommen konnte, können wir nicht näher auf den Lebensweg Eduard Herzogs eingehen. Nur einige knappe Hinweise sind hier zulässig, damit wir sehen, wie er sein priesterliches Wirken in Olten aufgefaßt hat. Herzog war kein Reformist im landläufigen Sinne des Wortes, der nun nach subjektivem Konzept geschaltet und gewaltet hätte. Er hat versucht, Schritt für Schritt jene Reformen einzuleiten, die seinem Ideal einer Neuorientierung am Bilde der alten Kirche entsprachen. Die Vorstellungen, die er von der Wirksamkeit des christkatholischen Klerus hatte, lassen auf eine priesterliche Persönlichkeit schließen [2]. Daß er innerhalb der Pfarrei und auch außerhalb derselben Tendenzen und Bewegungen entgegentreten mußte, die nicht von seinem kirchlichen Ethos getragen waren, und daß er von ihnen überstimmt wurde, gehört mit zur Tragik seiner Persönlichkeit [3]. Er hat

[1] Über Eduard Herzog vgl. WALTER HERZOG: Bischof Dr. Eduard Herzog. Laufen 1935; FRIEDRICH HEILER: Evangelische Katholizität. München 1926, S. 9-37; ERNST GAUGLER: Eduard Herzog als Bischof und akademischer Lehrer. Rheinfelden o. J.

[2] Es sind hier die Grundsätze gemeint, die er am 30. September 1875 für den Klerus in Olten niederschrieb.

[3] Vgl. dazu folgenden Auszug aus dem Kirchenratsprotokoll der christkatholischen Pfarrei Olten, der Pfarrer Herzogs Einstellung zur Kinderbeichte beleuchtet. Es

dem unklaren, theologisch unartikulierten Drängen der reformfreudigen katholischen Liberalen den religiösen Halt gegeben, sie in einer Gemeinschaft gesammelt, in der er lebens- aber auch verfassungsmäßig katholisches Erbe gehütet hat. Daß er in diesem Bemühen von Anfang an konsequent extrem radikalen Forderungen entgegentrat, davon zeugt die Rede, die er am 9. August 1874 am Schulfest in Olten über konfessionslose Schule und Religionsunterricht hielt [1]. In diesem Vortrag setzte er sich mit dem Schlagwort einer konfessionslosen Schule auseinander und zeigte sich insofern mit einer solchen Forderung einverstanden, als damit gemeint war, daß der Religionsunterricht frei von konfessionalistischer Enge und Überheblichkeit sein müsse. Einen klapperdürren Moralunterricht wies er zurück. «Soll die Tugendlehre für das Kind Leben gewinnen, so muß sie selbst auf einem lebendigen, heiligen, unabänderlichen, göttlichen Grunde ruhen [2].» Darunter verstand er auch einen Dogmenunterricht und zeigte geschickt die Inkonsequenz jener auf, die einen dogmenlosen Unterricht verlangten, aber als Ersatz nichts anderes als gesunkenes christliches Glaubensgut und vom Christentum abgeleitete

scheint, daß er gegen irrige Vorstellungen anzukämpfen hatte, als ob der Priester den Sündennachlaß im Bußsakrament gewähren würde. «Pfarrer Herzog schlägt vor, den Kindern vom 3.-5. Schuljahr jährlich wenigstens einmal Gelegenheit zur Beichte zu geben, ohne auf solche Kinder, die von ihren Eltern weder in den Beichtunterricht geschickt noch zur Beicht zugelassen werden, irgendeinen Zwang auszuüben. Der Antragsteller versichert dabei, daß er weit davon entfernt sei, den Kindern den Glauben beizubringen, der Priester sei derjenige, welcher in der Beicht die Sünden vergebe, sondern, daß er von jeher den Kindern die «Absolution» nur als das priesterliche Gebet erklärt habe, daß Gott den Beichtenden die Sünden vergeben möge. Auf diese Weise werden die Kinder das Beichtinstitut nicht als eine Verpflichtung kennen lernen, der sie sich nicht ohne Gewissensskrupel entziehen können, sondern später von selbst ihre Fehltritte nur Gott beichten, sofern sie nicht ein besonderes Bedürfnis haben, sich vor einem Gewissensrath auszusprechen. Der Antragsteller hält zwar auf theologischem Standpunkt die Beichte für Kinder gerade am wenigsten nothwendig, indem diese zur Begehung schwerer Sünden in der Regel gar nicht fähig seien; dagegen betrachtet er die Kinderbeichte als ein vortreffliches pädagogisches Hilfsmittel, indem schon der Beichtunterricht nichts anderes sei als eine Pflichtenlehre für Kinder etc. die Nothwendigkeit sich über sich aussprechen zu müssen, zu einer genauen Selbstprüfung etc. zu bestimmter Unterscheidung von Gut und Bös nöthige und darum auch den guten Vorsätzen bestimmte Gestalt gebe.» Christkath. Pfarramt Olten, Kirchenratsprotokoll vom 1. Juli 1875.

[1] Rede gehalten am Schulfeste zu Olten, den 9. Aug. 1874, Olten 1874, 16 S. – Mösch (Bd. 5, S. 179-181) hat Auszüge daraus veröffentlicht und stellt Herzog das Zeugnis aus, daß er «auch bei seiner 'konfessionslosen Schule' noch *auf positiv gläubigem Boden* steht». Es ist aber Mösch entgangen, daß Herzog etwas anderes unter «konfessionsloser Schule» versteht, als wir es heute mit diesem Begriffe verbinden.

[2] Ebd. S. 7.

Moralgrundsätze zu bieten hatten. Herzog steht hier nicht bloß auf positiv gläubigem Boden; er weiß auch taktisch geschickt zu operieren und möchte den extremen Radikalen auf seinem Terrain mit dessen eigenen Waffen schlagen. Gegen den religiösen Aberglauben und den religiösen Fanatismus – zwei beliebte Schlagwörter damaliger antikirchlicher Werbung – gäbe es eben kein besseres Präventivmittel als einen gründlichen Religionsunterricht!

Eduard Herzog verblieb nicht lange in Olten. Seit Ende 1874 verband er mit seinem Pfarramt die Aufgaben eines Professors für Neues Testament an der neugegründeten christkatholischen Fakultät der Universität Bern. Nach anfänglichem persönlichem Widerstreben, aber auch nach Überwindung des Widerstands der Oltner, die es ihm zur Auflage machten, für einen geeigneten Nachfolger zu sorgen, nahm er die Wahl (12. Dez. 1875) zum Pfarrer nach Bern an und konnte hier am 27. Febr. 1876 installiert werden [1].

Es ist irreführend, bei der Bewertung einer geistigen Bewegung bei Zahlen stehen zu bleiben. Das gilt sowohl für eine gerechte Beurteilung der Entwicklung in Olten von 1872/73; es gilt auch für die inzwischen eingetretene Verschiebung des konfessionellen Verhältnisses heute, wo die Mehrzahl der Katholiken römisch-katholischen Bekenntnisses sind. Eine echte Würdigung des Christkatholizismus wird immer bis zu seinem theologischen Anliegen vorstoßen müssen. Daß der Christkatholizismus solche Reformanliegen enthält, die auch innerhalb der römisch-katholischen Kirche ihre Heimstatt haben, hat inzwischen das 2. Vatikanische Konzil gelehrt [2].

Im Rahmen der Pfarrei trat das Neue zunächst nicht in Erscheinung. Der Sonntagsgottesdienst vollzog sich immer noch in den hergebrachten Formen. Aufschluß darüber gibt die Pfarrchronik, die Emil Meier, Herzogs zweiter Nachfolger, angelegt hat und für die er zum Teil eigene Erinnerungen verwerten konnte. Es heißt hier: «Der Sonntagsgottesdienst bestand (ca. 1873) aus dem lateinischen Hochamt und Predigt und zwar in folgender Ordnung: Orgeleingang, Weihwasserausteilung

[1] Vgl. W. Herzog: Bischof Dr. Eduard Herzog, Laufen 1935. S. 74-75.

[2] Für eine Würdigung dieser Anliegen vgl. V. Conzemius: Zwischen Rom, Canterbury und Konstantinopel. Der Altkatholizismus in römisch-katholischer Sicht. In: Tübinger Theologische Quartalschrift 145 (1965) S. 188-234; id: In: Orientierung [Zürich] 29 (1965) S. 216-219; 225-227; dazu den Vortrag «Plädoyer für einen Dialog unter Katholiken» auf dem Internationalen Altkatholikenkongreß in Wien am 26. Sept. 1965, in: Internationale Kirchliche Zeitschrift, 55 (1965) S. 254-272.

mit deutschem Lied, Predigtlied, Predigt, Lateinisches Hochamt mit lateinischen Messegesängen oder deutschen Liedern, gesungen von dem Lehrer oder dem Kinderchor; an hohen Festtagen vom Gesangverein. Während der Predigt hatten die Primarschüler im Hübelischulhaus bei einem Lehrer oder Geistlichen Christenlehre und wurden dann zum Hochamt in die Kirche geführt. Nachmittags war Christenlehre für die Größern oder Vesper, die am Altar lateinisch gesungen und von lateinischen oder deutschen Liedern begleitet wurde. Lateinisch sangen die Lehrer. Der Sonntagsgottesdienst war von Frauen und Kindern sehr gut, von den Männern weniger gut besucht. Ein Teil der Männer fand sich während des Gottesdienstes vor dem Gasthaus zur Krone gegenüber der Kirche ein, um von dort nach Schluß des Gottesdienstes die aus der Kirche tretenden zu betrachten und zu begutachten, hauptsächlich den weiblichen Teil. An den Werktagen ward eine stille Messe gefeiert; am Freitag die Schulmesse. In lebhafter Erinnerung ist mir noch das Hochamt am Sebastianstag, zu welchem die Schützen mit den Gewehren erschienen und sich auf den beiden Emporen postierten. Die Ohrenbeichte war um 1873 noch allgemein üblich. Auch wir Kinder wurden darauf vorbereitet und beichteten bei Pfarrer Herzog [1].»

6. Zusammenfassung

Fassen wir das Ergebnis unserer Untersuchung zusammen. Der Christkatholizismus in Olten ist nicht auf eine spontane Erhebung des Kirchenvolkes gegen Beschlüsse des 1. Vatikanischen Konzils hin entstanden. Zweieinhalb Jahre verblieben die Pfarrei Olten und auch die späteren Führer der antirömischen Fronde innerhalb der «vatikanischen» Kirche; soweit wir sehen konnten, ohne äußeren Vorbehalt gegen das neue Dogma. Der innere Vorbehalt, der bei einzelnen vorhanden gewesen sein mag, tritt für uns während dieser Zeit nicht faßbar in Erscheinung. Entscheidend aber ist, daß nicht die dogmatische Frage von 1870, sondern die Exkommunikation, die kirchenrechtliche Prozedur des Bischofs von Basel gegen den Pfarrer von Starrkirch die Initiative zur Absonderung von der römisch-katholischen Kirche entzündete. Vieles deutet darauf hin, daß es ohne die fulminierende Wirkung jener bischöflichen Sentenz, die – zu Unrecht – als geistliche Antwort auf einen kirchenpolitischen Entscheid des Solothurner Volkes gedeutet wurde,

[1] Christkath. Pfarramt Olten.